

**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 19 (1951-1952)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Fragment aus einem unveröffentlichten Roman  
**Autor:** Lehmann, Wilhelm  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-758638>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 19.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

F R A G M E N T  
*aus einem unveröffentlichten Roman*

Von Wilhelm Lehmann

Felfer, der die Mitte des Romans «Der Provinzlärm» abgibt, könnte man als einen Mann bezeichnen, der «richtig» lebt. Nichts will ihn, den immer Gegenwärtigen, verwirren. Er, der gar nicht wirken will, wirkt eben deshalb. Er gerät als bloße Hilfskraft, als nicht «vom Bau», in das Lehrerkollegium einer kleinen Stadt, deren Bildungsmühen, deren Schwierigkeiten in der aufgeregten Zeit nach dem Ersten Weltkrieg der Roman schildert. Felfers Humanität wirkt am wenigsten auf den Direktor, Lupinus, einen Willensmenschen, sehr auf die Schüler und Schülerinnen, am meisten auf den Lehrer Asbahr, einen Träumer. In der mannigfachen Bewegung des Alltags, wo die verschiedensten Temperamente und Charaktere miteinander auskommen möchten, in der Durchkreuzung von Geist und Ungeist, steht Felfer in Unversehrtheit, bis Asbahr bei einem merkwürdigen Anlaß, dann immer deutlicher, erfährt, daß es auch den scheinbar Unverwundlichen Mühe kostet, das zu sein, was er für alle ist. Seine ewige Nützlichkeit, seine Unauffälligkeit, von Asbahr allein gedeutet, wird unter den Umständen der kleinen Stadt gefährdet, vollends durch die Liebe Regine Tümemas zu ihm, einer früheren Schülerin, die mit einem jungen Juristen verlobt ist: er muß gehen.

Felfers Vater, ein Kaufmann, der zum Schaden seines Berufes im Geistigen dilettierte und Opern und Klavierstücke geschrieben hatte, die Kenner im Einzelnen für gelungen, im Ganzen für verfehlt hielten, war nach einem unbefriedigten Leben früh gestorben. Den unmündigen Sohn hatte er beschworen, im Zorn auf seine eigene Sehnsucht, sich einer praktischen Laufbahn zuzuwenden. Seine Frau, schön und stattlich, dabei klar und geordnet, war zwar durch sein Schweifen in mancherlei Betrübnis gebracht, aber nie in ihrer Liebe zu ihm beirrt worden. Die Geburt ihres einzigen Kindes hatte ihr fast das Leben gekostet; so widerwillig geschah sie, so lange dauerte sie zum Erstaunen des Arztes, der, alt und erfahren, sie als die schwerste, die er je erlebt, im Munde führte. Als aber endlich das Kind ihren Leib verlassen hatte, wuchs seine Mutter in eine zweite Jugend, schöner und lockender als ihre erste, so daß nach dem Tode ihres Mannes ein Freund ihrer Kindheit sich immer wieder um die Witwe bewarb, ohne Gehör zu finden.

Hatte Anders Felfer der Eintritt in das Dasein große Mühe gekostet, so schien der Weitergang mühelos zu gelingen. Der Knabe

wurde groß wie ein von edlem Blute gedünghter Baum, gesund und stark. Nachbarn und Freunde seiner Mutter wünschten ihren Kindern, sie möchten so wohl geraten wie Anders Felfer. Keine Trübe verbarg sich in ihm, das Licht durchschien ihn wie klaren Honig; einem herrlich gebauten Hause glich er, dessen Räume sich alle gleichmäßig gut erhellten und durchlüfteten. Er brauchte nicht kreuz und quer, mit Kopfschmerzen und mit Schweiß, nach der Tür zu suchen, die zur Welt führte, und bang zu rütteln, daß sie sich öffnete. Sondern die Welt kam zu ihm, suchte ihn wie der Vogel einen geeigneten Nistplatz. Er wühlte nicht, er sonderte nicht, das Leben brauchte ihm nur Leben zu sein.

Von dem väterlichen Vermögen blieb nicht viel übrig, die Mutter verwaltete den Rest klug. Anders studierte Wirtschaftsgeschichte und Nationalökonomie. Offenbar hauste nicht der Stachel in ihm, der den Vater gereizt hatte. Alles was ihn anfaßte, teilte sich ihm gleichmäßig mit, nichts schob sich auf Kosten seines Nachbarn vor, so daß keine Druckstelle entstand. Wenn die anderen ein Interesse bedrängte, zur Qual oder zu quälender Lust, so daß sie sich gebärdeten, als hätte eine Biene sie gestochen, und alle ihre Aufmerksamkeit galt dem Stich und der Geschwulst, seinem Wachstum, seiner Heilung, so beneideten sie Anders um seines reinen Zustandes willen, aber niemals konnte Feindschaft gegen ihn gedeihen. Diejenigen, die sich nur so im Dasein behaupten konnten, daß sie sich einen kleinen Teil herausstükten und angestrengt vertraut zu machen suchten, fühlten sich ihm gern überlegen, fühlten sich sogar mitleidig gestimmt: was gelänge denn Anders Felfer eigentlich Besonderes? Wem aber der Zwang, das Dasein über einer kleinen Auswahl zuzubringen, nicht die Empfindung verdarb, daß in der kleinen Auswahl das ganze und aller Dasein verweilte, der fühlte sich bestätigt, wenn er Felfer nahe kam. Insbesondere wurde sich über solche Wirkung ein alter Freund seines Vaters klar, der kenntnisreich und menschenerfahren sich nie damit abfand, daß Felfer nicht das Erbteil seines Vaters antrat. Als Direktor eines Konservatoriums hatte er sich, oft genug befragt, wieviel dieser oder jener musikalischen Begabung zuzutrauen wäre, in seinem Urteil fast nie getäuscht. Er nun meinte, darauf schwören zu können, daß Anders Felfer die Gaben seines Vaters reich vermehrt besäße: sein ganzes Wesen drücke sie aus, es brauchte nur der Arbeit, sie jedem andern sichtbar, hörbar zu machen. Er wartete vergebens, daß das geschähe. Aber wenn jemand ihn verspottete, hier hätte er sich doch getäuscht, so erwiderte er: «Zwischen meiner Ueberzeugung von Anders Felfer und ihm selbst besteht kein Widerspruch. Das Ge-

räusch der Welt reinigt sich an ihm. Darum braucht er die Musik nicht. Verstehe, wer das verstehen kann.»

Felfer war dem Abschluß seines Studiums nahe, als er von einem Freunde in dessen elterliches Haus geführt wurde. Hans Ferenzi war der Sohn eines reichen Industriellen. Verwöhnt und elegant, war er bei Mädchen und Frauen beliebt. Obwohl begabt und schnell auffassend, studierte er nur dem Scheine nach, um überhaupt etwas zu tun zu haben. Seine Liebe galt dem Sport; und schien er oft von Ausschweifungen übermannt, so tauchte er immer wieder rüstig mit geübtem Körper in den Kreis der Freunde. Er freute sich, mit sportlichen Leistungen glänzen zu können. Nun hatte Felfer, kräftiger und dabei schlanker als sie alle, seinen Körper nie vernachlässigt, aber so wenig ausschließlich geübt wie seine anderen Fähigkeiten. Wenn es nötig war, gelang ihm das, was anderen höchstens als Ergebnis eifrigster Mühe glückte, nur weil er einmal so gebildet war. Er hätte sich seiner Stärke so wenig rühmen können, wie die Eiche, die sich kraftvoll aus der Erde dreht; und da er mit nichts und gegen niemand geizte, blieb ihm auch der Ehrgeiz fremd. Fühlte man sich nun immer wohl in Felfers Nähe — der Ausdruck «Anmut» wurde an ihm ganz wahr, und Ferenzi hatte, unter mancherlei Menschen aufgewachsen, auch einen Sinn für Felfers *ganze Anmut* —, so zog ihn vor allem an, daß Felfer nie das, was Ferenzi sich selbst als Ueberlegenheit einräumen mußte, geltend machte. Er freute sich an Felfers Länge, erzählte ihm, daß es in der Familie seines Vaters wie seiner Mutter, der Tochter eines Italieners und einer Rheinländerin, viele besonders große und stattliche Menschen gegeben hätte und gäbe, und rief: «Ich glaube aber, keiner erreicht dich! Du würdest sogar meiner Schwester imponieren!»

In dem großen, mit Terrassen und Sälen über den Rhein und über Weinberge hinaushangenden Landhause der Familie Ferenzi sahen um eine Sommermitte Felfer und Juliette einander zum ersten Male. Der Vater war ein heraufgekommener Mann, dessen bedenkenlose Entschiedenheit sich jetzt auf seinem Reichtum ausruhte, die Mutter edlerer Herkunft und von geistigen Neigungen. Frau Ferenzi suchte das Bestreben ihres Mannes, seinen geschäftlichen Erfolg in äußerem Besitz zu entfalten, nach anderer Richtung zu lenken. Wenn das zuerst geglückt war, da auch Juliette als junges Mädchen Lust an Kunst, an Erkenntnis, an Wissen empfand, so durchkreuzte gerade Juliette seit längerer Zeit diese Versuche, Gebildete, Gelehrte und Künstler in ihr Haus zu ziehen. Juliette aber bedeutete beiden Eltern das Wichtigste. Die einzige Tochter war von Anbeginn verwöhnt, jeder Laune war nach-

gegeben, jeder Wunsch so verschwenderisch erfüllt worden, daß über der reichen, von außen angetragenen Erfüllung die Selbständigkeit der zarten, eigentümlichen Anlage wie bei einer Pflanze in zu üppigem Erdreich abnahm. Sie hatte Verse geschrieben, man bewunderte sie. Der Bewunderung überdrüssig, komponierte sie: leeres Lob ließ sie auch damit aufhören. Sie empfand die Nichtigkeit der Bewunderung, aber sie brauchte sie. Alles war nur für sie da, alles galt ihr nur als Möglichkeit einer Befriedigung; so biß sie eine Frucht nach der anderen an, sog sie unordentlich aus, warf sie fort. Enttäuschung verlangte immer Neues von den Eltern. Sie wetteiferten nun, ihr Abwechslung der Bewunderer zu verschaffen. Schwarzhaarig, schwarzäugig, beweglich, reizte sie zwar, — um schön zu sein, fehlte es ihr an innerer Ruhe. Vor dem Spiegel zwang sie sich zur Stille, aber diese Stille blieb nur Zwang. Daß sie auffällig klein von Gestalt war im Vergleich zu Mutter, Vater, Bruder, nährte ihr Mißvergnügen; wenn auch die Eltern diesen ihren Kummer wie jeden sonst respektierten, wurzelte, wie gesagt, in der Familie ein Hang, große Gestalt zu preisen. War es Juliette früher gelungen, durch Klugheit und Witz die gebildeten Gäste des Hauses zu fesseln, so stieß sie sie neuerdings zurück. Mit Absicht: heute gewann sie Stimmung und Zustimmung, morgen widerte sie die Empfindlichen unter ihren Gästen an, indem sie alles geistige Bemühen höhnte, das alle Körperekraft in sich aufsöge, von einem zarten jungen Musiker plötzlich forderte, ein Herkules zu sein. Als Gäste blieben darum in der letzten Zeit diejenigen nur getreu, die zynisch sich der materiellen Genüsse freuten, oder Skeptiker, die alles in Frage zogen außer der augenblicklichen Lust, und solche, die vorgaben, es zu sein. Der Meinungen und der Prätentionen überdrüssig, rief Juliette dann nach Jugend; junge Studenten und Studentinnen mußte der Bruder laden. Immer wieder suchten alle ihr die Wahl eines Mannes leicht zu machen. Aber niemals recht getroffen, brachte sie die Zeit damit hin, die Männer herauszufordern, oft bis zum Aeußersten zu locken, und dann gleichgültig gegen sie zu erstarren. Dem Ende der Zwanziger nahe, fünf Jahre älter als ihr Bruder und der mit diesem gleichaltrige Felfer, fühlte sie sich überaltet, und unerfüllte Sinnlichkeit peinigte sie. Ihre Selbstsucht quälte das ganze Haus, man reiste, man suchte jede Vergnugung um ihretwillen auf.

Sie sah mit halbgeschlossenen Augen auf die gewohnte Abendgesellschaft, als lohne es sich nicht mehr. Sie spähte nur. Aber sie öffnete die schwarzen Augen weit, als sie auf Felfer fielen, der mit ihrem Bruder auf sie zukam. Sie entschlief wie in eine Ohnmacht,

die nur einen Augenblick dauerte, doch derjenigen glich, wie sie die Raupe übermannt, wenn sie am letzten sonnigen Herbsttage, den frühe Kühle ängstigt, zur Puppenruhe rüstet. Beflügelt fand sie zu sich selbst zurück, glücklich-erstaunt über die unverhoffte Spannung ihres Willens, der, weil ihr zu viel matt Unzureichendes begegnet war, in flüchtige Reizung immer verflattert, seine Flugkraft verloren hatte, mit einem Male erwacht war. Sie umfaßte Felfers große Gestalt mit einem erstrahlenden Lächeln. Sie leuchtete so gesammelt, daß sie schön war. Die ganze Gesellschaft wurde schön an ihr, da ihre Augen Felfer spiegelten, jeder fühlte, daß mit ihr etwas Besonderes geschehen war. Der Erregung aber folgte schnell, als tropische Nacht dem Tage, eine Pein, wie sie, da Felfer sich von seiner Verbeugung aufrichtete, sein Gesicht offen, von keiner Not, keiner Freude auf sie hin eingeengt fand, sein Gesicht, in das nur die Welt geschrieben war, nicht Juliette Ferenzi als einzige, als selten, als Wunder. Je tiefer dieses Glückserstaunen als Erregung, zugleich als wonnige Beruhigung gewirkt hatte, um so höher wuchs sofort ihre enttäuschte Selbstsucht zu treibendem Verlangen. Und sie wuchs, da sie, als sie sich wieder in der Gewalt hatte, ihn unauffällig beobachtend, sich eingestand, daß er wohl geeignet war, ihr Genüge zu tun. Mit Qual suchte sie nach Fehlern: nein, ihm fehlte nichts. Also darum begehrte er nichts. Dann begehrte sie ihn.

Nun freute sie sich zum ersten Male, daß sie, wenn nicht gleich auf Felfer, auf alle ihrer Umgebung wenigstens so wirkte, wie sie immer gewollt hatte. Jeder nämlich suchte, ihr näher zu rücken. Die Jungen weideten sich an ihr wie an einer verbotenen Speise, die Erfahrenen, oft von ihr Genarrten, trösteten sich: von ihr genarrt zu werden, bringe keine Schande; dürfe man selbst auch nicht auf Erhörung hoffen, man könnte sich schon sättigen an der Fülle der Verheißung, das hätte soeben ihre neue Miene gezeigt. Juliette freute sich, weil sie nun mit ihnen allen auf Felfer wirken konnte. Schon sammelte sie sich zum Angriff, zu seiner Vorbereitung. Die Gefolgschaft der anderen bahnte ihr vielleicht den Weg, auf dem sie ihren Willen zum Ziele jagen konnte. Sie gab sich sofort als aufmerksamste, auf jedermanns Wohlbefinden bedachte Wirtin, wußte Worte zu finden, die jeder als ganz vertraut für sich bestimmt empfinden durfte, scherzte, lächelte, lachte, ging nur an Felfer mit flüchtiger Redensart vorüber und forderte zu Spiel und Tanz auf. Bei alledem belauschte und beobachtete sie Felfer. Er befand sich zu verschiedenen Malen an verschiedenen Stellen der Gesellschaft. Immer ging es mit fröhlicher Interessiertheit um ihn zu, auch wenn er abseits saß. Juliettens Erscheinen ließ die mei-

sten aufstieben, aber wenn sie gegangen war, fand sich lebendige Ruhe wieder zurecht. Ihre Bestürzung über seine gleichmütig herrliche Art reizte sie zum Zorn. Sie wehrte sich gegen ihn, sie wollte siegen: sie rief alles in sich auf, sich seiner zu bemächtigen. Sie suchte, wie sie sich steigern könnte, sie suchte nach Sanftheit, nach Milde und vertraute endlich wieder auf letzte Wildheit. Es stimmte, was Hans ihr von Felfer geschrieben, von ihm besiegt zu werden, empfände sich wie ein Triumph. Man merke seine Ueberlegenheit als Beschwingung der eigenen Natur, immer wieder, bei jeder Gelegenheit. Ohne sich eigentlich auszuzeichnen, faßten Felfers Bemerkungen gelassen und ohne Anspruch auf Einzigkeit und Originalität das zusammen, was andere impulsiv geistreich äußerten, und ließen das Besprochene in seiner wahren Würde und Geltung erscheinen, aus falscher Erhebung, aus falscher Vertiefung sozusagen in sich selbst zurückzuschweben — manche fänden das vielleicht langweilig, diese sprächen sich indessen mit solchem Urteil selber das Gericht.

Was Hans schrieb, stimmte, soviel Juliette lauschte und sah. Sie veranlaßte ihren Vater, alle Gäste zu bitten, die angenehme Geselligkeit nicht mit dem heutigen Abend abzubrechen, sondern morgen, ja länger, die Gastfreiheit des Hauses Ferenzi anzunehmen, Nachtquartiere ständen bereit, das Wetter wäre schön, die Gegend unvergleichlich; man würde sich zu den Mahlzeiten und zum Abend wieder zusammenfinden, indes die Zwischenzeiten jeglichem Belieben gehören könnten. Die meisten nahmen an, viele aus genießerischer Bequemlichkeit, viele neu angezogen von Juliettens Liebenswürdigkeit, Felfer, dringend von Hans Ferenzi gebeten, manche Junge, weil ihnen die reiche Umgebung paradiesisch vorkam.

Juliette schlief in der Nacht kaum, hingenommen von ihren Sinnen, dann erschrak sie vor deren Uebermächtigkeit und zwang sich zu kurzem Morgenschlummer. Sie erschien früh in den unteren Räumen, sportlich angezogen, nach der Frühstücksbequemlichkeit der Gäste zu schauen. In einer kleinen Veranda fand sie Felfer sitzen, neben ihm ein paar ältere Studenten, ihm gegenüber die nicht mehr junge, aber sehr anziehende Frau eines Geschäftsfreundes ihres Vaters, die ihre Ehe geschieden haben wollte und einen verzweifelten Kampf um zwei schöne, begabte Kinder führte, die der Mann beanspruchte, weil sein Treubruch nicht rechtzeitig nachgewiesen war. Juliette wußte von Helga Weilands Kämpfen und wunderte sich, sie in der lebhaftesten Heiterkeit zu entdecken. An ihrer Seite saßen zwei Liebesleute, deren Eltern ihrer Verbindung zürnten, die deshalb froh waren, sich hier treffen zu

dürfen. Aber die Freude aneinander hatte das Paar, seit es Felfer nähergekommen war, nicht in egoistischer Selbstsucht verschlossen, sondern heiter der Gegenwart geöffnet, und sie beteiligten sich lebhaft am allgemeinen Gespräch. Juliette blieb einen Augenblick vor der geöffneten Tür, die zur Veranda führte, stehen. Felfer sagte etwas, sie verstand nicht, was er sagte, aber seine Stimme tönte. Sie dünkte sie spröde und schwer, wie ungeübt. Sie beugte sich vor, ihn zu sehen. Das Gespräch ging um einen Roman. Jemand rühmte ihn als besonders gut in der Schilderung der Menschen wie der Landschaft. «Es holt einen weg aus dem Alltag», rief er. «Es stehen Dinge darin, von denen man im gewöhnlichen Leben nie etwas erfährt —». «Ich kenne es auch», sagte Frau Weiland, «es reißt neue Gefühlswelten auf, versucht jedenfalls, zu ihnen zu überreden.» Da sagte Felfer: «Die Bücher, in denen man den gewohnten Tag nicht wiederfindet, können nicht Gutes tun.» Juliette war näher gekommen, jetzt trat sie hastig unter die Versammelten. «Das ist überhaupt kein Urteil», rief sie, «Bücher, die mich nicht aus dem ewigen Einerlei heben, kommen für mich nicht in Betracht. Ich brauche den Antrieb, den Reiz, die Ungeduld, meine übergroße Geduld zu nähren, daß sie nicht stirbt. Es muß von einem Buche für mich heißen: man kann es nur mit Schaudern lesen. Das lese ich, das brauche ich. Und wer anders denkt, dem glaub ich nicht!» Nun wagte nur Helga Weiland, mit Juliette lange bekannt, zu widersprechen: «Ja, du, Juliette! Von dir erwarte ich keine andere Meinung. Aber wahrhaftig, dir wäre besser, wenn du wie Herr Felfer dächtest.» Juliette drehte sich Helga zu: «Herr Felfer? Wer ist Herr Felfer? Ach so! Sie sind das! Mir liegt an Ihrer Meinung nichts, wenn sie nicht besser ist. Ich bin ich!» Obwohl die anderen Anwesenden aus Scheu vor der Gastgeberin nicht wie Helga widersprachen, so fühlte Juliette nirgends Zustimmung. Man sah es den meisten an, daß sie Felfers Ueberzeugung lebten. Sie brauchten nur Felfers gegenwärtig zu sein, um vor falscher Deutung dessen, was er unter Tag, gewöhnlicher Tag, verstand, geschützt zu sein. Sie empfanden in seiner Gegenwart, daß das Gewöhnliche als das Ungewöhnliche, das Ordentliche als das Außerordentliche wohltun kann. Juliette aber wollte nichts zugestehen, sie hob sich auf die Fußspitzen, wippte gereizt auf und nieder und sagte spöttisch: «Ach, ihr seid wohl alle Bundesgenossen hier? Dann will ich nicht weiter stören.» Sie wandte sich zum Gehen, und da Felfer aufstand, ihr beim Oeffnen der Verandatür zu helfen, sagte sie laut: «Sie halten es wohl mit Goethe, Doch wem wenig dran gelegen scheinet, ob er reizt und röhrt, Der beleidigt, der verführt!» Sie eilte fort.